

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 1

Artikel: Wie im Urwald von Misiones eine schweizerische Kirche entstand
Autor: Rohner, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie im von Misiones Kirche

Unsanft wurde ich durch eine grelle Schiffsirene aus dem Halbschlaf geschreckt. Eben träumte ich, auf der « Stadt Luzern » im Vierwaldstättersee gegen Buochs zu fahren. Doch — ja richtig, ich bin ja der Pfarrer, der im Auftrag des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zu seinen Landsleuten nach Misiones fährt, um dort eine protestantische Kirche zu gründen und den Versuch zu unternehmen, der dort herrschenden Not in der Schweizerkolonie einigermaßen zu steuern. Aber vorläufig spürte ich nur die drückende Hitze. Ich befand mich auf Deck des braven « Uruguayo », eines Motorschiffes, das uns wild pustend von Corrientes stromaufwärts an unser vorläufiges Reiseziel Posadas trägt.

Von Buenos Aires bis Corrientes fuhren wir auf einem größeren Paranádampfer während zweieinhalb Tagen durch typisches, argentinisches Campland. Der Strom ist dort kilometerbreit und wälzt sich durch eine menschenleere Gegend. Die Ufer erheben sich viele Meter hoch über dem Wasserspiegel und erlauben nur selten einen Blick ins Campland. Hin und wieder sieht man eine Gruppe hoher Häuser oder Silos, bizarr die eintönige Gleichmäßigkeit des Horizontes durchbrechend. Von einigen Gauchos (Viehhirten) abgesehen, kann man selten Menschen erblicken. Dieses einschläfernde Bild wird nur hie und da durch Feuerscheine unterbrochen, die nachts oft den Horizont in feuriges Rot tauchen.

Diese zeugen von Steppenbränden, die sich teils selbst entzündten, teils zur Düngung des Bodens angezündet werden.

In Corrientes mußten wir umsteigen, da der Paraná dort Stromschnellen aufweist, die nur kleinere Schiffe durchqueren können. Nun tragen die Ufer eine üppige tropische Vegetation. Moskitos belästigen uns in Schwärmen, und auf den Sandbänken, die da und dort aus dem rotgelben Paranáwasser ragen, liegen vier bis sechs Meter lange Krokodile in der bleiernen Hitze bewegungslos auf dem heißglühenden Sand.

Es ist Samstag nachmittag, am 21. Februar 1944. Aus dem dunstigen Horizont zeichnen sich immer deutlicher die Türme und Häuser von Posadas ab. Dieses Städtchen liegt auf einer 50 bis 70 Meter hohen Felsenküste. Ich bin an meinem ersten Ziel in Misiones angelangt.

Die Reise durch das kriegszerwühlte Europa, die Fahrt über das Meer und der Aufenthalt in Buenos Aires hatten fast drei Monate gedauert.

Ein Taxi bringt mich ins Hotel. Der Chauffeur hat aus meinem Akzent sofort meine Muttersprache erkannt und führt mich deshalb ins Hotel Ideal, das einen deutschen Besitzer und eine deutsche Küche hat.

Vom Hotel aus telefoniere ich einem schweizerischen Kaufmann, von dem ich von Buenos Aires her weiß, daß er schon Aufträge für unsere Gesandtschaft ausgeführt hat. Er

Urwald eine schweizerische entstand

Erzählt

von Gottfried Rohner

Illustration von Bruno Keßler

kommt auf meinen Anruf hin sofort ins Hotel, um mich zu begrüßen. Herr F. will wissen, weshalb der Schweizerische Evangelische Kirchenbund ausgerechnet einen Pfarrer nach Misiones schicken wollte, und wie gerade ich zu meinem Auftrag gekommen sei. Das war so zugegangen:

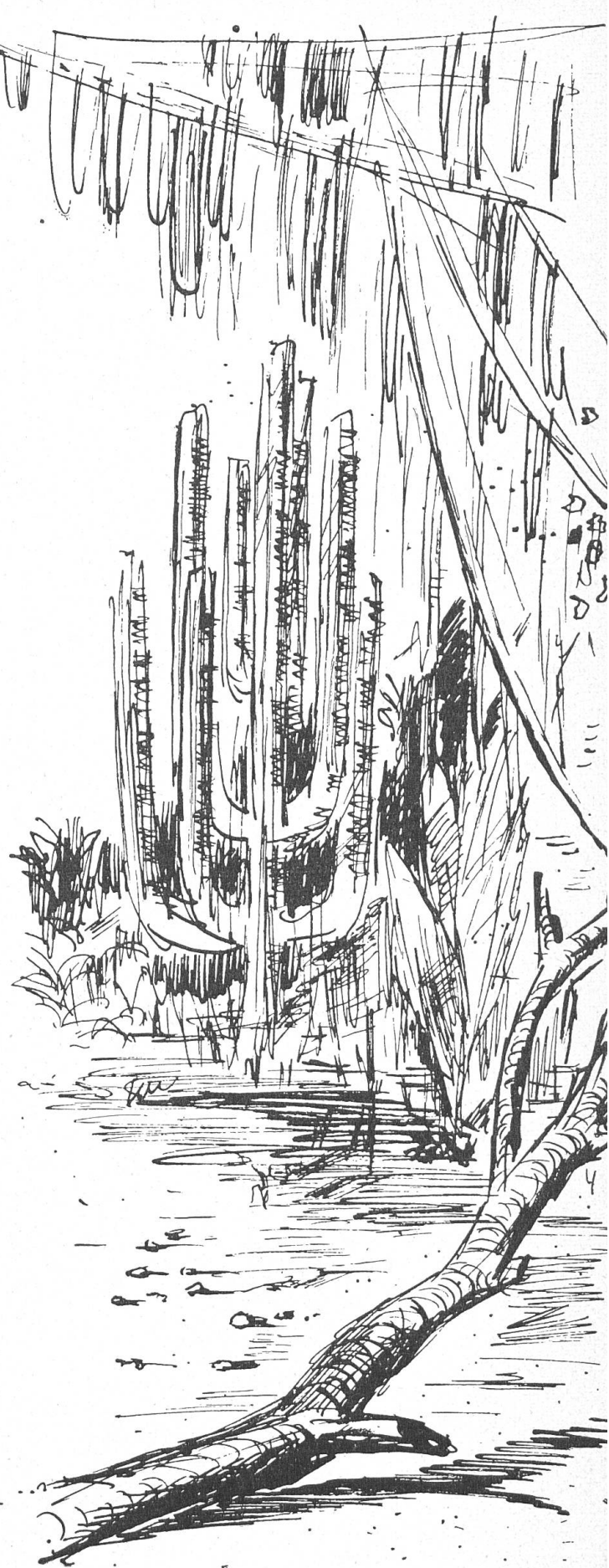
Gesucht: Reisepfarrer

Im Juli 1942 saß meine Frau eines Abends bei mir im Studierzimmer des evangelischen Pfarrhauses in Appenzell und blätterte in einem welschen Kirchenblatt. Was hat sie wohl damals getrieben, mir den Inhalt eines kleinen Inserates folgenden Inhalts vorzulesen:

«Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund sucht für die Schweizerkolonie in Misiones (Argentinien) Reisepfarrer, verheiratet, zweisprachig, zwischen 30 und 35 Jahren. Abreise sobald als möglich.»

Wir wußten von Misiones nichts. Der Gedanke einer Auswanderung nach Südamerika lag uns denkbar fern. Es hatte nichts Verlockendes an sich, während des Krieges mit kleinen Kindern der Heimat den Rücken zu kehren.

Aber der Dienst an ausgewanderten Landsleuten schien wichtig. Am ersten August



stellten wir uns mit dem Hinweis zur Verfügung, daß unsere Ausreise frühestens einen Monat nach der Geburt unseres zweiten Kindes erfolgen könne.

Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund hatte aus folgenden Gründen einen Schweizer Pfarrer für Misiones gesucht:

In jenem Gebiet von Zweidrittel Größe der Schweiz mit einer Bevölkerung von zirka 250 000 Menschen, von denen etwa siebenzig Prozent Europäer, zehn Prozent Asiaten, etwa zwanzig Prozent Kreolen (Mischlinge) und kleine Reste Eingeborene sind, leben etwa zweitausendfünfhundert Schweizer. Berichte aus Misiones an die Schweizerische Gesandtschaft in Buenos Aires und an das Auslandsschweizer-Sekretariat der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Bern hatten schon lange auf den sozialen und kulturellen Notstand vieler Landsleute dort aufmerksam gemacht. Auch kirchliche Instanzen hatten sich bereits vor Kriegsausbruch ernsthaft mit diesem Problem befaßt. In den letzten Jahren vor dem Krieg und vor allem seit Kriegsausbruch waren die Verhältnisse, insbesondere für die protestantischen Schweizer, noch schlechter geworden. Für die katholischen Schweizer ist im katholischen Land Argentinien kirchlich einigermaßen gesorgt. Aber die meisten Protestanten, die bisher zu den Pfarrern der deutschen evangelischen La-Plata-Synode in die Predigt gegangen waren, konnten dies nicht mehr mit gutem Gewissen tun, sie wollten ihnen auch ihre Kinder nicht mehr zum Unterricht anvertrauen, denn einzelne Pfarrer jener kirchlichen Organisation hatten sich mit ganzer Seele dem Nationalsozialismus verschrieben, ja man sah damals durch die Urwälder von Misiones Deutsche in SS-Uniformen marschieren.

Unter diesen Umständen begannen verschiedene Sekten, vor allem die Neuapostolischen, eine massive Propaganda unter unseren Landsleuten zu entfalten, welche die Verwirrung unter den Schweizern noch vergrößerte und viele freundschaftliche Beziehungen zerstörte. Mit welchen Mitteln diese Sekte etwa vorging, mag das folgende Beispiel zeigen:

Eines Abends bearbeiteten einige Sektenmitglieder eine arme Schweizerfamilie zum Übertritt. Als sie nichts erreichten, standen

schon am nächsten Morgen früh die «Missionare» wieder vor der Türe und fragten die verdutzte Frau:

«Ja was, ist Ihrem Mann nichts passiert? Lebt er noch? Ist er nicht wenigstens krank geworden?»

Mit diesem Suggestiv-Terror wurde der Familie zugesetzt, und es brauchte etliche Seelenkraft, um nicht nachzugeben.

Ein reformierter Schweizer Pfarrer schien also am meisten Aussichten zu haben, die vorliegende Aufgabe in Angriff zu nehmen, nämlich die protestantischen Schweizer kirchlich und alle Auslandsschweizer ohne konfessionelle Rücksichten sozial zu betreuen.

Mein Pfarramt in Appenzell hatte ich auf den Februar 1943, den Termin, auf den die Abreise vorgesehen war, aufgegeben. Aber erst Ende November konnten wir die Schweizer Grenze überschreiten.

Mein Gastgeber in Posadas hatte mir geduldig zugehört. Er versprach mir, bei meiner Arbeit gerne zu helfen. Aber er riet mir dringend ab, weiter ins Innere von Misiones zu ziehen. Er hielt es für unverantwortlich, meine Familie, die ich für die ersten Wochen in Buenos Aires zurückgelassen hatte, anderswo als in Posadas, wo ich doch die Kinder in eine rechte Schule schicken könne, anzusiedeln. Er schilderte mir mein Amt als ein übles Wespennest, und das Bild, das er mir darauf von Misiones und seinen Einwohnern entwarf, war alles andere als ermutigend.

Die Geschichte einer Kolonisation

Misiones bildet den nordöstlichen Teil Argentiniens und schiebt sich wie ein Keil zwischen Süd-Brasilien und Paraguay. Vegetation und Klima sind subtropisch, aber es zeichnet sich durch starke, jahreszeitlich bedingte klimatische Unterschiede aus. Im Winter bringen kalte Winde aus Patagonien oft Temperaturen bis zu sieben Grad unter Null. Gelegentlich werden Tagesdifferenzen bis zu zwanzig Grad Celsius im Schatten gemessen. Solche Schwankungen wirken sich lähmend auf den Menschen aus.

Diese Landstriche waren kurz nach der Entdeckung Amerikas von Spaniern und Portugiesen kolonisiert und christianisiert worden. Dabei spielten die Jesuiten eine große

Rolle. Die Bezeichnung Misiones rührt von deren Wirksamkeit her. Die Jesuiten standen mit den Waldindianern, den Guarany, deren Sprache, Sitten und Gebräuche sie kannten, auf ausgezeichnetem Fuße. Es gelang ihnen innert kürzester Zeit, ein Staatswesen im Staate aufzubauen. Jede Familie besaß eine eigene Wohnstätte und ein kleines Stück Land. Die Pflanzungen, das Vieh und die Weiden waren Gemeingut der Gruppensiedlungen, zu denen eine Kirche, ein Lehrgebäude, Werkstätten, Speicher usw. gehörten. Die Leitung lag in den Händen von gebildeten und handwerklich geschulten Padres. Das Analphabetentum wurde allmählich zurückgedrängt, Handwerk und Künste blühten. Es war auch der Jesuitenstaat, der zum erstenmal die Yerba, eine Stachelpalmenart ohne Stacheln, aus der der Mate gewonnen wird, systematisch ausbeutete.

Als die Jesuiten wegen der Anfeindungen von seiten der spanischen Caudillos ausgewiesen wurden, zerfiel dieses Staatswesen in kürzester Zeit. Nur Ruinen blieben zurück. Die Guarany wurden teils niedergemetzelt, teils verschleppt. Bald wucherte wieder über das gerodete Gebiet der Urwald. 1816 befreite sich Argentinien von Spanien und wurde Republik. Von dieser wurden Teile von Misiones an verdiente Parlamentarier und Generäle verschenkt. Die restlichen Gebiete wurden vom Staat verwaltet. Diesem kauften später Großhandelsgesellschaften große Ländereien ab. Die Kolonisation durch europäische Einwanderer in größerem Ausmaß begann erst im 20. Jahrhundert.

Die ersten schweizerischen Siedler der zwanziger Jahre und früher brachten meist Kapital mit und konnten größere Landstriche kaufen. Aus ihnen rekrutieren sich die heutigen « Groß-Yerbatores », mit einem Besitz von zwanzig und mehr Hektaren Yerba-Land. Sie besitzen heute meist schöne Landhäuser mit allerlei Komfort.

Daneben gibt es « Yerba-Kolonisten », die vor 1936 neben den Yerba-Herren ein ärmliches Dasein fristeten. Im Jahre 1931 fiel die Yerba gewaltig im Preis. Das Durchstehen der Krise erforderte viel Kapital oder einen fast übermenschlichen Willen. Jene, die das eine oder andere hatten, hielten durch, die andern gaben ihre Yerba-Pflan-

zungen preis. Die Mehrzahl der wenigen unbemittelten schweizerischen Pioniere, die nicht schon vorher aus dem bitteren Existenzkampf hatten ausscheiden müssen, verarmten.

Das Yerba-Gesetz, das von der Regierung 1936 erlassen wurde und Neupflanzungen von Yerba verbot, dafür aber den Besitzern von bestehenden Yerba-Pflanzungen den Absatz eines bestimmten Teils der Yerba-Produktion zu einem festen Preis garantierte, änderte die Lage von Grund aus. Es verhalf den Yerba-Kolonisten zu einem bescheidenen, aber gesicherten Dasein. Andererseits zwang es jene, die kein Yerba-Land besaßen und nicht über genügend Mittel verfügten, um solches zu kaufen, weit unsicherere Pflanzungen anzulegen wie etwa Tabak, Manioka, Jute und Mais.

Die schweizerischen Neusiedler, die in den Jahren 1935—1939, also zwischen der Dekretierung des Yerba-Pflanzverbotes und dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, aus der Schweiz nach Misiones eingewandert sind, fielen in denkbar ungünstige Verhältnisse, und doch war gerade in diesen Jahren die Auswanderung aus der Schweiz nach Misiones sehr groß. Die damalige Arbeitslosigkeit in der Schweiz und die Subventionierung der Auswanderung nach Misiones in der Form eines Darlehens veranlaßte Leute, die Auswanderung zu wagen, die unter anderen Umständen in der Heimat geblieben wären.

Es ist wahr, daß nicht alles geeignete Leute damals nach Misiones gekommen sind, und es mag auch sein, daß etwa ein Gemeinderat ein Auswanderungsgesuch einer Familie befürwortete, um diese los zu sein. Es war zum Beispiel verantwortungslos, wenn man eine Familie von kleinen Spielleuten, die mit einem dressierten Äffchen und einem gelehri gen Hund in der Schweiz von Dorf zu Dorf, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt gezogen waren, durch eine Subvention ermuntert hat, im Urwald das Kolonistenglück zu versuchen. Aber jene Leute, die behaupten, daß es sich bei den subventionierten Neusiedlern in Misiones um einen abgeschobenen Abschaum der Bevölkerung handle, sollten sich bewußt sein, daß auch die Versager unter ihnen während kürzerer oder längerer Zeit ein Maß von Entbehrungen wirklich ertragen und einen Kampf wirklich gekämpft haben, wel-

cher im Vergleich zu dem, was der Schweizer in der Heimat durchschnittlich mitmacht, außerordentlich ist.

Neusiedler kaufen Land

Wie war es etwa zugegangen, wenn solche Neusiedler durch die Arbeitslosigkeit in der Heimat zermüht, durch die Propaganda der Auswanderungsagenten betört, und durch die Subvention ermuntert, in einem für Kolonisation vorgesehenen Urwaldgebiet angekommen waren? Dort wurden sie von nur zu lebenswürdigen Agenten abgeholt und in die bereitgestellten Notunterkünfte geführt. Wenn sie die erste Nacht in einem dieser primitiven Verschläge, von Moskitos und der Hitze gequält, überstanden hatten, fuhr ein alter Rumpelkastenwagen mit einem Angestellten der Landverkaufsgesellschaft vor, um ihnen die verkäuflichen Parzellen der Umgebung vorzuführen. Auf anständigen Wegen ging es zunächst — bis 20 km weit — wohl unter dreieinhalb Meter hohen Farnkräutern durch den üppigen Urwald. Der uneingeweihte Schweizer staunte wohl nur so über die wilde fruchtbare Vegetation und merkte gar nicht, daß aus diesem Gewirr von Schlingpflanzen die besten Bäume bereits herausgehauen waren.

« Das wäre nun das Landlos Nr. 37 », erklärte der Angestellte, « dort drüben steht der Grenzpfahl, von dort führt ein Rumbo, ein kleiner, zu Vermessungszwecken ausgeschlagener Fußpfad, zum nächsten Landlos Nr. 41 hinüber. Das ist mehr quadratisch, aber ebenso prächtig, günstig, fruchtbar. »

Der Agent scheint wirklich hilfreich. Er bietet Zigaretten an und meint ganz beiläufig, er müsse leider mittags wieder vorne sein, und da man ja auch nichts zum Essen mitgenommen habe, müsse man ja ohnehin wieder zurück. Wenn der « Gringo » schüchtern bemerkt, daß er vielleicht hierbleiben und die Besichtigung weiterführen wolle, wird ihm abgewehrt:

« Nein, nein, was denken Sie, das ist viel zu gefährlich, wie würden Sie den Weg zurückfinden! »

So kam dann der um noch einige Moskitostiche bereicherte Auswanderer mittags todmüde zur Familie zurück, die ihn schon ungeduldig in der Boxe Nr. 38 erwartete. Vielleicht findet er seine Frau weinend vor, die es

vor Hitze und Unannehmlichkeiten einfach nicht mehr auszuhalten glaubt.

Bevor sich der Agent mit dem Versprechen verabschiedet, morgen wiederzukommen, um dem Schweizer noch einige andere Lose zu zeigen, meint er fast väterlich: « Die schönsten Lose habe ich Ihnen heute gezeigt, Nummer 37, das wäre das beste. Da Sie Familie haben, möchte ich es Ihnen am meisten gönnen, aber es ist da noch ein anderer Interessent, der morgen abschließen will. Es würde mir leid tun, wenn Sie die Gelegenheit verpassen sollten! »

Wie kann man es dem unerfahrenen Einwanderer verargen, wenn er am zweiten oder dritten Tag wirklich ein Los kauft und dann erst nach einigen Monaten merkt, daß er gründlich hereingefallen ist? Die Unzulänglichkeiten der Notbaracken trugen natürlich auch zu einem raschen und unüberlegten Kaufabschluß bei. Aber auch ohne diese äußeren Umstände war es für die meisten Einwanderer, die ja tropisch nicht geschult waren und die Verhältnisse nicht kannten, fast unmöglich, vernünftig zu wählen.

Viele hatten mich mit einem Mehlsack auf dem Rücken erwartet

Von all diesen Dingen wußte ich damals, als ich am ersten Tag nach meiner Ankunft in Posadas bei meinem lebenswürdigen Gastgeber, über eine Karte von Misiones gebeugt, einen ersten Überblick gewinnen wollte, wie das riesige Gebiet für meine Arbeit organisatorisch am besten einzuteilen war, noch wenig.

Fest stand vorläufig nur, daß sich der Sitz des Pfarramtes in Puerto Rico befinden sollte. Dorthin reiste ich denn auch ab und fand in dieser dorfähnlichen Ortschaft, dem Zentrum des von etwa achttausend Menschen bewohnten gleichnamigen Territoriums, ein für uns reserviertes Wohnmietshaus. Es besitzt richtige Türen und Fenster, ein Prachtsbau im Vergleich mit den Schuppen, welche viele Landsleute bewohnen.

Aber die Reservierung dieses Wohnmietshauses erwies sich dann praktisch als die einzige Vorarbeit, die für das neue Schweizer Pfarramt geleistet worden war. Hinter den Berichten in die Schweiz über die Freude der Leute über die baldige Entsendung eines Pfarrers und über die Bereitschaft der Kolo-

DENKSPORT- AUFGABE-T.

Lehrer Blick liebte es, die Rechenaufgaben « einzukleiden ». So fragte er den kleinen Ruedi nicht einfach « wieviel ist 40×5000 », sondern: « Nehmen wir an, du, Ruedi, werdest plötzlich in Gold verwandelt. Wieviel wärest du dann wert? Ein Kilo Gold ist 5000 Franken wert. Du wirst jetzt ungefähr 40 Kilo schwer sein. »

Ruedi gestand nach einigem Nachdenken, daß er diese Aufgabe nicht lösen könne. Darauf streckte der Klügste der Klasse seinen Finger in die Höhe und rief: « Aber ich kann sie lösen. Das ist doch leicht. Ruedi wäre dann 200 000 Franken wert. »

« Sehr gut », bemerkte darauf Lehrer Blick.

Frage: War die Antwort des Klassenersten wirklich « sehr gut »?

Lösung Seite 59.

nisten, das Pfarramt auch finanziell zu unterstützen, stand wohl da und dort eine gewisse Begeisterung, aber keinerlei Verantwortung. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund jedoch hatte auf solche Berichte hin den Plan entworfen, daß er Kosten und Risiko für Wahl und Aussendung des Schweizer Pfarrers trage, nach vier bis sechs Monaten hingegen sollte eine « Schweizerische reformierte Kirche in Misiones » bestehen, welche nicht nur die moralische, sondern auch die finanzielle Verantwortung für das Urwald-Pfarramt zu übernehmen habe. Ja, ich hatte sogar vor meiner Ausreise einen Vertrag in diesem Sinn unterzeichnet, in dem die « Schweizerische reformierte Kirche in Misiones » bereits als Vertragspartnerin miteingeschlossen war.

Das war alles in besten Treuen geschehen. Dennoch mußten daraus, daß die

Verhältnisse in Misiones anders lagen, als es sich das Komitee daheim vorgestellt hatte, Schwierigkeiten entstehen.

Die ersten Wochen hauste ich allein bei sehr gastfreundlichen Landsleuten und richtete bis zum Eintreffen der Familie — die noch im schönen Tabay bei Herrn und Frau Christ wohnen durfte — das Haus so gut wie möglich her. Der Hausrat, Geschirr, Wäsche, Bücher, kurz alles, was ein Schweizer Ehepaar für unentbehrlich hält, traf erst neun Monate später ein. Inzwischen mußten wir uns behelfen, so gut es ging. Auch das hatte seine guten Seiten, man wird erfinderisch und bewahrt die dem Schweizer zum Leben, dem Pfarrer zum Amten nötige Unabhängigkeit.

Meine Strohwitwenschaft benützte ich zu Erkundungsreisen, zur ersten Fühlungnahme mit meinen Landsleuten, kreuz und quer durch Misiones. Da mein Velo mit dem übrigen Hausrat erst später eintraf, marschierte ich meistens zu Fuß, oft reiste ich auf schwer beladenen Camions, hie und da mit dem Überlandbus. Dieser verkehrte allerdings nur auf den vom Staate oder von Gemeinwesen kürzlich erstellten Straßen.

Abseits der großen Straßen begegnete ich zuweilen Leuten, die mit Roß und Wagen unterwegs waren und mich meist bereitwillig ein Stück weit mitnahmen.

Die meisten meiner Landsleute, bei denen ich unangemeldet zum erstenmal vor der Türe stand, waren gar nicht sehr erstaunt, plötzlich dem Pfarrer der zu gründenden Kirche von Misiones gegenüberzustehen. Denn es lag schon jahrelang in der Luft, daß ein Pfarrer erscheinen sollte. Aber von meinen Aufgaben machten sich viele falsche Vorstellungen. Einige hätten überhaupt lieber einen Arzt als einen Pfarrer gesehen. Andere hielten es für meine nächstliegende Aufgabe, der materiellen Not zu steuern. Nicht selten gab man mir es unmißverständlich zu verstehen, man hätte mich eigentlich mit einem Mehlsack auf dem Rücken oder mit Bargeld erwartet. Manche hätten vielleicht vom Pfarrer auch gern günstige Verträge über den Verkauf ihrer Kolonistenprodukte entgegengenommen.

Es war ja selbstverständlich, daß Menschen, denen es an einer anständigen Wohnung, an Kleidung und oft genug selbst an hinreichender Nahrung mangelte, nicht mit Bibelsprüchen allein geholfen werden konnte.

Obschon ich manchmal kaum Geld genug für mich hatte, versuchte ich zu helfen, so gut es eben ging, wobei ich für allerlei Linderung der krassesten Not von Herrn Bertschi unterstützt wurde, dem Leiter der Sozialhilfe der « Federación de Asociaciones Suizas en la Republica Argentina ». In mancher Kolonistenhütte gibt es heute überhaupt keine andern als « Herr-Bertschi-Leintücher », und wenn in manchen Haushaltungen der Mann nicht hemdlos warten muß, bis seine Frau sein einziges Hemd wieder einmal gewaschen und geglättet hat, so ist das « Bertschi-Hemd » Urheberin von so viel Luxus. Über der großen Armut, die ich antraf, durfte ich aber auch meine Pflichten als Pfarrer nicht versäumen.

Die Kirchengründung

Die in einzelnen Kolonien bestehenden Schweizervereine halfen mit, die Landsleute zu den ersten Gottesdiensten zusammenzurufen. Auf einem Gebiet gab es allerdings zwei Schweizervereine, die sich konkurrenzierten. Der Präsident des einen Vereins empfing mich mit rührender Freundlichkeit, gab mir aber zu verstehen, man könne mir alles verzeihen, außer dem einen, daß ich mich von den Landsleuten im andern Verein nicht distanzieren.

Als mir einmal ein prominentes Mitglied eines Vereins die Freundlichkeit erwies, mich im Auto zu fahren und ich diesem entstieg, sagte mir der Landsmann, den ich besuchen wollte, daß er mir wohl den Eintritt nicht verwehre, aber mein Begleiter solle schön abseits bleiben, sonst garantiere er für nichts, am allerwenigsten für dessen Leben.

Die Gottesdienste hielten wir bald auf einer Bretterveranda eines ganz einfachen Kolonistenhauses ab; vielleicht zierten diese Palmenzweige, die ein paar Burschen im Wald mit dem Buschmesser vom Stamme geschlagen hatten, oder duftige Blüten des Zitronenstrauches. Manchmal fand der Gottesdienst in einem Tabakschuppen statt, dort waren neben Wagen und Werkzeugen aus Holzrügeln und Brettern Kirchenbänke aufgestellt worden, und vor diesen stand ein wackliger Tisch mit Tischtuch und Blumenstrauß als Kanzel. Wieder anderswo wurde Gottes Wort in einem prächtigen Landhaus verkündet, wo in der geräumigen Halle, welche die kostbar-

sten Ölgemälde zierten, rote Steinplatten mit prächtigen Möbeln um die Wette glänzten.

Ein Kolonist richtete wohl beim ersten Gottesdienst ein Begrüßungswort an die Versammelten und den Pfarrer. In einem Fall war der redende Landsmann eine Autorität der Kolonie, der solche Aufgaben immer besorgte, in einem andern Fall einer, der sich einfach redlich über die Errichtung des Schweizer Pfarramtes freute. Der Redner konnte aber auch ein Mann sein, der durch das Mittun im kirchlichen Leben hoffte, endlich ein bißchen Ansehen zu bekommen oder das frühere zurückzugewinnen.

In diesen Gottesdiensten wurde gebetet, gesungen, gepredigt, genau wie daheim in einer Kirche; ohne Instrument allerdings, am Anfang ohne Gesangbücher und in Gegenwart aller Kinder, die dabei sein wollten.

Nach dem Auftrag, den ich von daheim mitgenommen hatte, sollte eine « Schweizerische reformierte Kirche in Misiones nach schweizerischem Muster » gegründet werden. Damit war der Grundsatz einer Volkskirchenorganisation gegeben. Schweizerische reformierte Landeskirchen bestehen aus weitgehend autonomen Einzelgemeinden, die innerhalb größerer geographischer Räume synodale Verbände bilden, sich an eine gemeinsame kirchliche Ordnung halten und einen Teil ihrer Kompetenzen von einem zentralen Kirchenrat ausüben lassen.

Eine volkskirchliche und gleichzeitig vollkommen staatsfreie Gemeinde betrachtet innerhalb einer nur geographisch genau umschriebenen Zone als Mitglieder jene Menschen, die christlich getauft sind, Predigt, Unterricht, Seelsorge in Anspruch nehmen, die Gemeindestatuten anerkennen und die Organisation und Arbeit der Kirchgemeinde im Rahmen dessen, was die Kirchgemeindeversammlung dem einzelnen Glaubensgenossen zumutet, unterstützen.

Damit bei einem derart losen Aufbau ein aktives Gemeindeleben möglich ist, muß der geographische Gemeindebereich ein natürlicher Lebensraum sein. Der gleiche Kreis, in welchem die Leute zusammenkommen, um Genossenschaftsversammlungen abzuhalten, Koloniefestchen zu feiern, die Post abzuholen, die laufenden Einkäufe zu besorgen, ihre Toten zu begraben, ist zugleich Kirchgemeinderayon.

Nach einem zweiten oder dritten Gottesdienst wurde in jeder Gemeinde eine kleine Vorsteherschaft gewählt und Delegierte in eine später einzuberufende Synode. Stimmberechtigt waren alle, Männer und Frauen, ledig oder verheiratet, von achtzehn Jahren an aufwärts, sofern sie evangelisch getauft waren und in ihrer Jugend irgendwo evangelisch konfirmiert worden waren.

Zunächst ergaben sich zehn Gemeinderays, mit zehn Gemeinden von zusammen fünfzehn Predigtstationen. Im Laufe der Jahre erschien es dann praktisch, verwaltemäßig da eine Gemeinde in zwei Halbgemeinden aufzuteilen, dort eine ganz kleine Körperschaft einer andern anzugliedern. Die Zahl der Predigten und Unterrichtsstationen und die Arbeit des Pfarrers auf denselben blieben unverändert.

Am 24./25. September 1944 traten die Gemeindedelegierten, etwa zwanzig Männer, zu einer ersten Synode in Santo Pipo zusammen. Von diesem Tag an gab es in Wirklichkeit eine « Schweizerische reformierte Kirche in Misiones », geleitet von einem zentralen Kirchenrat. Ihr erster Präsident war Roberto Decoppet. Ein zentraler Kirchenrat wurde gewählt mit der Aufgabe, die Anliegen der Gesamtkirche bestmöglich zu ordnen, den Zusammenhang mit den einzelnen Gemeinden aufrechtzuerhalten, das Pfarramt helfend zu überwachen, die Beziehungen zwischen der schweizerischen Kirche in Misiones und dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund zu pflegen und für die Misiones-Kirche sinnvoll zu gestalten.

Diese Synodalordnung hat sich bisher bewährt. Der Kirchenrat, dessen fünf Mitglieder bis zu hundertfünfzig Kilometer voneinander entfernt wohnen, wird, sooft es nötig scheint, zusammenberufen. Die Synode soll sich jedes Jahr einmal, immer wieder an einem andern Ort, versammeln. Einzelne Delegierte müssen einen Tag oder länger reisen, um den Tagungsort zu erreichen.

Urwaldnacht

Es war dies die Zeit, bevor mir ein Dienstauto, ein Chevrolet-Modell 32, zur Verfügung stand. Ich hatte mit meinem Velo früh aufbrechen wollen, aber da waren noch Briefe vom Kirchenbundvorstand aus der Schweiz angekommen und eine Anfrage vom Ausland-

schweizer-Sekretariat in Bern, die beantwortet werden mußten. So war es doch später geworden.

Gegen Mittag durchquerte ich die Magnolia-Kolonie. Ich sprach bei einem wackeren Konfirmanden des letzten Jahrgangs vor, ob er mich begleiten wolle. Er hätte es gern getan, aber eine dringende Arbeit auf der Chacra (Bauerngut) ließ es nicht zu. In gemächlichem Tempo stets durch den Wald, bergan, bergab, brachte ich die Kilometer nur langsam hinter mich. Beim Aufwärtsschreiten machte sich das Gewicht des aufgeschnallten Rucksackes bemerkbar. Am Waldhaus des Landmannes Schopfer war ich bereits vorbei. Es lag so lauschig am Ufer des Fließchens Garuhape, und man sah es diesem nicht an, daß es einmal nach einem Gewitter das Haus überschwemmt hatte, so daß die Frau, die damals mit ihrem kleinen Mädchen allein war, sich nur mit knapper Not den Weg durch das Dickicht auf eine erhöhte Stelle bahnen und damit ihr Leben retten konnte — zusammen mit Ratten, Riesenschildkröten und Schlangen, die das gleiche schützende Eiland aufgesucht hatten.

Den ersten kurzen Halt machte ich beim Bach « El Indio ». Dort unterhalb der Brücke waren wir einmal gelegen, Don Miguel, der Kirchenratspräsident, und ich, im umgekippten Auto meines Freundes, dessen Bremsen längst nicht mehr funktionierten.

In der Hitze zog ich weiter. Gegen fünf Uhr abends kam ich an dem Häuschen vorbei, das eine Schweizerin mit einem Kind bewohnt, die ihrem Mann in ungezügelter Verblendung weggelaufen und einem Argentinier gefolgt war, nicht zu dessen und nicht zu ihrem Glück.

Der Weg war schlecht. Ein Fuß schmerzte mich im Stiefel. Da kam ein Holzwagen vom Paranáhafen her. Er nahm mich mit dem Velo auf die Ladebrücke. Nun ging es zwei Wegstunden schneller und weniger mühsam. Beim Sägewerk mußte ich absteigen. Die Sonne neigte sich zum Untergang. In einer niederen Hütte am Waldrand besuchte ich den einzigen Sohn einer alten deutschen Mutter aus Puerto Rico. Er ist hier Vorarbeiter für den Holzschlag. Seine Frau hat viel Indianerblut. Sie soll in den nächsten Tagen ihr zweites Kind zur Welt bringen. Hier oben? Man konnte, wenn es regnen sollte, keinen Arzt

holen, vielleicht nicht einmal die Wehmutter. Nun sagt man eben achselzuckend «Misiones». Der Tod gehört mit zum Menschenleben. Aber wie oft nimmt Schweres einen harmlosen, stillen Verlauf. Wir trinken Matete. Bald wird die Nacht einbrechen. Ich muß weiter, ohne zu essen. Ich weiß nicht, ob es bis zu meinem nächsten Reiseziel 5 de Agosto vier oder fünf Stunden braucht. Vorwärts. Vorwärts. Der Wald ist schön und wird bald schlafen.

Immer wieder werde ich nach Begegnungen mit Indianern gefragt. Ich sah solche nur selten: einmal etwa zwanzig an der Zahl mit allerlei Hausrat und Musikinstrumenten beladen unterwegs. Später, als ich ein Auto besaß, überraschte ich sie, weniger zahlreich, vor einer an die Straße gebauten primitiven Laubhütte. Die Männer, halb nackt, halb europäisch gekleidet, blickten blöd grinsend, oder war es verschlagen drohend? Es fällt mir und vielleicht auch andern Europäern schwer, aus der Physiognomie dieser Menschen Schlüsse zu ziehen. Ich glaube, wir haben es bei den noch vorhandenen Indianergruppen in Misiones mit kleinen und schon stark degenerierten Restbeständen zu tun, welche keinerlei höhere Ziele und konkrete Zwecke auf längere Sicht mehr verfolgen.

Zwei Ochsenfuhrwerke begegnen mir. Sie führen schwere Bretter aus 5 de Agosto. Es gibt dort oben viel gutes Holz. Damit zahlen die Kolonisten aus ihrem Landlos den Boden. Das ist eine vernünftige Lösung.

Die Fuhrleute, Deutsch-Brasilianer, sagen mir, daß ich unmöglich vor Mitternacht am Ziel sein werde. Ich steige mit meinem Velo bergan. Der geheimnisvolle Urutau ruft. Warnung, Klage? Nun kommt ein ganz steiles Stück Weg. Der Mond scheint auf das gewellte Blätterdach, das ich nun unter mir sah. So von oben und doch so greifbar nah, habe ich den Urwald noch selten gesehen. Einzelne Baumkronen sind viel mächtiger als die stattlichsten Zentenalinden bei uns.

Allmählich legte sich die Einsamkeit wie eine Last auf mich. Der Hof um den Mond wurde milchig trüb. Ich legte mein Fahrrad zur Erde und streckte mich aus. Eben wollte meine rechte Hand in die hintere Tasche des Rucksackes greifen, weil ich Hunger verspürte, als — was war das? Ich sprang auf. War es das Brüllen eines Stieres? Dann befand ich mich schon näher bei der Kolonie,

als ich vermutet hatte. Doch kaum lag ich wieder neben dem Velo, als es lauter, näher brüllte. Fast gleichzeitig stand ich stramm in Achtungstellung: vor Gott? ... aus Angst vor dem Wald oder dem brüllenden Raubtier dieser Gegend, dem Jaguar?

Als zehn Monate früher ein harmloser Puma meinen Weg kreuzte, hatte ich regelrecht die Flucht ergriffen. Jetzt empfand ich keine Angst, obschon ich keine Waffe besaß. Ich mußte vorwärts. Fahren ging nicht. Die Steigung war zwar überwunden, aber der Weg zu uneben. Er führte durch ein Hochmoor. Der Wald ging in Buschwerk über. Es war durchaus verständlich, daß der südamerikanische Tiger gerade hier sein Reich aufgeschlagen hatte.

Eine halbe Stunde später wurde die Fahrbahn etwas besser. Ich konnte aufsitzen und talwärts radeln. Der Jaguar blieb in seinen höheren Regionen, ich habe ihn nie mehr gehört.

Gegen zwei Uhr morgens kam ich in die Kolonie. Ein großes im Mondlicht glitzerndes Schindeldach grüßte herüber. Vor einem der nächsten Häuser klatschte ich, wie es für Besucher landesüblich ist, in die Hände. Der Hund schlug an. Auf meine Frage durch die Bretterwand kam die Antwort, die Familie Messerli wohne mindestens noch dreiviertel Stunden abseits. Dann ging das Tor auf. Man bot mir ein Nachtlager, und ich nahm an.

So leben Schweizer Kolonisten

Als ich mich am Morgen gegen sieben Uhr auf den Weg machte, fielen die ersten Tropfen, und im Moment, wo der Regenschauer losbrach, bot ich dem ausgemergelten Schweizer und seiner Frau die Hand.

Ein naßgrauer Schleier schloß sich um den Schuppen, der erst auf der Wetterseite und einer halben Breitseite eine Wand hatte. Dort im Winkel war ein Bretterverschlag aufgerichtet. Wo ein Brett fehlte, zwängte sich Frau Messerli manchmal mit dem weinenden Kleinsten auf dem Arm hinein und hinaus. Im Bretterverschlag, in einem Raum von etwa zwei zu drei Metern, mußte sich die Lagerstatt für sieben Menschen, der Eltern, der halberwachsenen Töchter, Buben und Mädchen, befinden.

Man reichte mir Brot aus Mais-, Manioka- und vielleicht auch etwas Weizenmehl.

Zum Trinken bot man mir das einzige, was man hatte, Matetee an. In dem Tabakschuppen, in dem wir saßen, war auf bloßer Erde zwischen zwei Steinen ein Feuer entfacht worden. Der häusliche Herd rauchte entsetzlich. Wir plauderten.

Die Kinder in zwanzigmal geflickten und eben wieder zerrissenen Hosen waren eben rußgeschwärzt an den Händen und den bloßen Füßen aus dem frisch gebrannten Waldschlag gekommen. Einer um den andern der wacke-

ren kleinen Kämpfer aus dem großen Ringen mit dem Wald verschwand hinter dem Verschlag, dort warteten sie das Ende des Wolkenbruches ab. Dann gingen sie zum Bach und kamen gewaschen zurück. Am tiefsten ergriff es mich, als die Hausmutter sich im besseren Kleid präsentierte. Der Rock war solid genäht — aus alten Mehlsäcken, auf denen die Sacknummer und Fabrikmarke noch zu sehen waren. Die hellblaue Bluse war mit netten Blumenmustern bestickt: ein Geburtstagsgeschenk der großen Tochter, der die gebeugte, überanstrengte Mutter noch hier draußen das Sticken beigebracht hatte.

Die Familie hatte früher in einer andern Kolonie gewohnt. Von dort her kannten mich die Kinder und erwarteten nun von mir eine Geschichte. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen erzählte. Das gehörte mit zu meiner Not. Ich konnte mich auf meine Besuche wenig vorbereiten, und wenn ich einmal vorbereitet war, dann traf ich eine Lage, in die das Vorbereitete nicht paßte. Dann merkte ich jeweils wieder, wie arm, hohl und schwerfällig ich war.

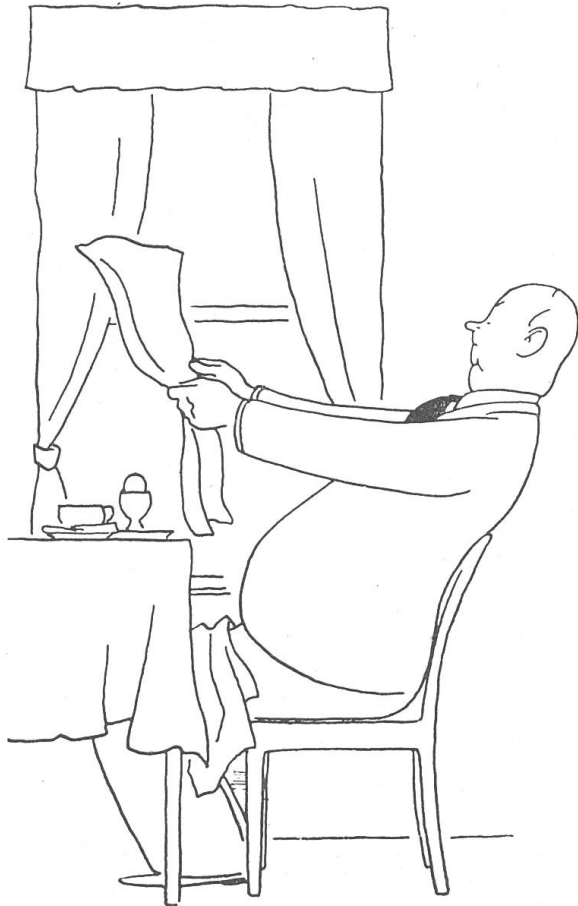
Die Familie hatte hier oben im holzreichen Wald noch einmal neu begonnen, um den Jungen auf lange Zeit hinaus eine interessante Arbeit zu geben. Aber diesmal war der Bogen doch wohl überspannt worden.

Der Vater hat mir dann noch sein Land gezeigt. Die Wasserquellen und das neugerodete Pflanzland, auf welchem zwischen unregelmäßig herumliegenden Baumstämmen eben Tabak gepflanzt worden war und das Bohnenkraut zwanzig Zentimeter hoch stand. Nein, ein Jahr lang wird man noch nicht mit Einnahmen rechnen können, denn die erste Ernte ist bereits verpfändet. Aber nach sechs Monaten, wenn alles gut geht, kann es zum Mais schon hin und wieder ein paar Eier geben. In drei Wochen wird man bei einem Bekannten sechzig Kilometer weit von hier ein kleines Schweinchen holen. Nein, auf den nächsten Winter wird man kaum besser wohnen als jetzt. Aber im übernächsten werden wenigstens drei Zimmer vorhanden sein.

Ein heftiger Hustenanfall machte dem Reden des kleinen Mannes ein Ende und brachte Tränen in seine glänzenden Augen. Das sei nicht schlimm. Es komme nur vom vielen Rauchen. Er wollte mir nicht sagen, daß der Husten indirekt auch vom Hungern

Man ist nicht älter geworden,
aber die **W**elt hat sich verändert.

①



Unverständlich, was für unsinnig kleine Lettern die Zeitungen heute verwenden. Dazu ist der Druck so undeutlich, daß man die Zeitung weit weg halten muß, um überhaupt etwas zu sehen.

kam. Die Familie ist offensichtlich unterernährt, trotzdem sie sich täglich den Magen mit Brei füllen.

Ich hatte Angst um diese Menschen. Aber ich konnte dem Vater nur wenige Pesos in die Hand drücken und nachher noch die tüchtigen, guten Schuhe aus der Rekrutenschule aus dem Rucksack kramen, die ich zum Wechseln mitgenommen hatte.

Nach kurzer Aufhellung drohte neuer Regen am finsternen Himmel. Der Vater spannte seine kleinen Pferdchen an einen wohl entlehnten Wagen. Ich mußte ja übermorgen anderswo predigen. Ich war angemeldet. Das Morgengewitter hatte schwere Äste auf die Picade (Wege) geworfen. Wir versuchten mit Buschmessern und Axt Platz zu schaffen. Die Rößlein sanken immer wieder in die Knie. Schließlich gelang es uns wenigstens, die zähen Schlingpflanzen von den Rädern zu lösen, das Fahrzeug zu wenden und uns unter dem prasselnden Wolkenbruch von den verängstigten Tieren aus dem Urwald wieder herausziehen zu lassen und an den Ort zurückzukehren, wo wir vor drei Stunden aufgebrochen waren. Anderntags ritt ich in Begleitung eines jungen Deutsch-Brasilianers von dannen. Mein Velo wurde mir im Laufe von zwei bis drei Monaten auf allerlei Umwegen wieder zugestellt.

Paradies oder grüne Hölle?

Auf meinen Reisen bin ich immer wieder erschrocken über die großen Gegensätze zwischen arm und reich. Da war ich mit dem Schiff nach Esperanza gefahren und von dort nach Puerto Bemberg geritten, in die Riesenpflanzungen eines Riesenfinanzkonzerns. Der erste Administrator, Don Ernesto, hatte mich in einfacher Herzlichkeit als Freund aufgenommen und gleich zu seiner Gattin geführt. Die für große Herrschaften bestimmten Gemächer öffneten sich mir. Dienerinnen rüsteten das Zimmer. Schon rauschte das herrliche Wasser heiß oder kalt, nach Belieben.

Beim Vieruhr-Tee, in Japan-Porzellantassen serviert, erzählt die liebe Hausfrau von ihren erwachsenen Töchtern in der Stadt und deren Erziehung und gründlichen Ausbildung, die sie in ausgezeichneten Internaten erhalten haben. Ihr Mann, einer der dienstältesten Misiones-Schweizer, berichtet anregend aus

der Geschichte des Gastlandes. Dann, als die Abendstunden uns auf die spiegelblanke Veranda locken, blicken wir auf Polstersesseln in die sich kilometerweit ausbreitenden Yerba- und Tungpflanzungen, weit über die unermeßlichen Wälder.

Drei Tage später klatsche ich, abseits vom Wege, in einer andern Kolonie, vor einer Hütte in die Hand. Eine mürrische Stimme fordert zum Eintritt. Ich stoße die nur angelehnte Türe auf. Die Magd flüchtet sich hinter einen großen aufgehängten Lumpen, der einen Vorhang ersetzt. Sie will die geflickten Männerhosen und das löcherige Leibchen ausziehen, um sich in einen alten Rock zu kleiden, den sie sich vor 15 Jahren aus der Schweiz mitgebracht hat. Der Mann mit dem Bärtchen sagt überhaupt nichts. Er will sich nicht stören lassen. Der 26jährige Sohn mit dem fast zahnlosen Mund, dem zerrissenen, von Schmutz starrenden Hemd, grinst und wühlt dann wieder mit beiden Händen in den Eingeweiden des mit Hund und Buschmesser erlegten, übel zugerichteten Rehes. Dieser junge Mann, der sich wahrscheinlich seit Monaten nie mehr ganz angezogen hat, macht, wenn man mit ihm von den nächstliegenden Dingen redet, einen fast schwachsinnigen Eindruck. Aber in der Schweiz hat er die Primarschule bis zur obersten Klasse besucht. Er weiß zum Beispiel in Geschichte und Geographie merkwürdig gut Bescheid. Doch ich darf ihn jetzt nicht ausfragen, sonst bricht er plötzlich wieder in sein herzerbrechendes Weinen aus. Der andere Bruder ist nicht viel weniger vernachlässigt.

« Wo ist die Frau? » frage ich endlich. Herausfordernd weist der Mann gegen den Vorschlag, wo sich die Magd befindet.

« Die rechte meine ich! »

« Ah, die verrückte Alte! » lautet die Antwort, « draußen irgendwo zwischen dem Unkraut. »

Bevor ich die Frau aufsuche, werfe ich nochmals einen Blick in die Hütte: Blut, schmutzige Zeitungen, Lumpen, zum Trocknen aufgehängter Tabak, ein Schragen zum Schlafen, verstaubte Koffer, eine Büchse Schweinefett, ein Messer, ein Gewehr. Dann treffe ich draußen die geistesgestörte Frau. Ein verkümmertes, verzweifelter Elendsbild, die Beine dick geschwollen, von infektiösen Wunden zerrissen.

Schlimmer als hier habe ich es allerdings bei unsern Kolonisten nirgends gefunden.

Der gute Kampf

Einigermaßen typisch für das Ergehen schweizerischer Kolonisten ist vielleicht die Familie Sch. Ihr ist es zwar, als sie vor 13 Jahren nach Misiones kam, gerade so ergangen, wie ich es bei der Schilderung eines Landloskaufes beschrieben habe. Auch heute wohnt sie mit ihren inzwischen erwachsenen Kindern in einem denkbar einfachen Holzhäuschen ohne Fensterscheiben. Es ist nur mit dem allernotwendigsten Mobiliar ausgestattet: Tisch, Stühle, Betten und Kästchen aus Kisten, aber es sind doch wenigstens Leintücher über die Betten gebreitet. In der Küche steht an Stelle der früher offenen Feuerstatt ein eiserner «Patentholzherd» mit einem Rohrabzug in einen außerhalb der Hauswand lotrecht gemauerten Backsteinkamin.

Verschiedene Pflanzungen stehen schön: Mais, Manioka, immer noch jedes Jahr Tabak, aber bereits auch Tungbäume, aus deren Nüssen ein in der chemischen Industrie geschätztes, aber giftiges Öl gewonnen wird. Die Viehweide ist mit Stacheldraht gut umzäunt. Die schwersten Landarbeiten werden von Kreolen besorgt. Die männlichen Mitglieder der Kolonistenfamilie haben Maschinen angeschafft und erledigen als sehr tüchtige Arbeitsgemeinschaft Aufträge für größere Unternehmer. Sie müssen sich oft auswärts aufhalten, die Nacht zum Tag machen, aber sie verdienen Geld. Zu Hause finden sie trockene und gute Kleider. Die Maschinen können instand gehalten werden, obschon Reparaturen und Ersatzteile teuer sind. Bereits hat man auch Reserven beiseite legen können. Dem Gedanken an einen immer möglichen plötzlichen Schicksalsschlag steht man gefaßt und materiell einigermaßen gerüstet gegenüber. Vielleicht sind gar Kreuzstöcke mit Scheibenfenstern auf der Zeichnung vorgesehen, die der Vater im Notizbuch herumträgt. Sonst kommen die Glasfenster eben im Jahr 1953 an die Reihe.

Nicht die Hälfte unserer Schweizer Kolonisten in Misiones, die die gleichen Anfangsnöte gekannt hatten, konnten diese, zwar mühsam, aber doch so gradlinig, überwinden.

Der Grund des Erfolges dieser Familie liegt wohl in der Geduld und der inneren Einstellung, mit der sie die Entbehrungen, die Angst vor gänzlichem materiellem Zusammenbruch, die uferlose Verschuldung, die Verleumdung durch Landsleute, das Heimweh, die Einsamkeit ertragen haben, manchmal zuversichtlich, manchmal unter Tränen.

Diese Familie hat von der ersten Predigt an, die ich in jener Kolonie halten durfte, zu den treuesten Gottesdienstbesuchern gehört, und sie wird selber am besten wissen, warum sie es mit dem Beten und dem Hören auf Gottes Wort so ernst genommen hat. Ob Vater und Mutter sich in allen Stürmen und Nöten immer einig fühlten, möchte ich, als ihr Freund, nicht behaupten. Aber wie sie ihre Ehe einst in der Kirche daheim als eine christliche schlossen, so glaubten sie auch an deren Unauflöslichkeit und wußten ihre Einigkeit in der Erziehung der Kinder immer wieder zur Geltung zu bringen. Diese Familie führt ohne Frömmelei ein christliches Leben. Zarte Liebe zu den Kindern hier, stillglühende Hochachtung vor den Eltern dort, waren die beiden Bächlein, die der Quelle eines gemeinsamen Glaubens entsprungen sind. Längstens flossen sie zu einem starken Strom zusammen, an dessen Ufern sichtbarer Segen wächst.

Saat für künftige Ernte

Im September 1945 war im Auftrag der Synode die «Allgemeine Schweizerische Sozialkommission in Misiones» gegründet worden. Diese ist konfessionell und politisch neutral. Sie wirkt als Bindeglied zwischen den verschiedenen Schweizerkolonien. Individuelle Fürsorge in den einzelnen Kolonien soll sie nur in Ausnahmefällen leisten. Sie unterstützt die Sozial- und Bildungsarbeit der lokalen Schweizervereine. Alberto Roth wurde als Sekretär gewählt. Er leistet nun seit Jahren unbezahlt eine riesige Sozialarbeit — und finanziert sie größtenteils gerade auch noch aus der eigenen Tasche. Er redigiert den seit 1947 erscheinenden «Rundbrief» der Kommission, der mit interessanten Anregungen und aus der Erfahrung geschöpften Ratschlägen an viele hundert Adressen unentgeltlich verschickt wird. Eine Bibliothek wurde gegründet, die nur noch reichhaltiger sein sollte. Eine Ferienvermittlung für abgearbeitete Kolonistenfrauen ist in Tätigkeit.

Der wichtigste noch zu verwirklichende Plan gilt einem Fortbildungsheim für die schulentlassene Schweizer Jugend. Die Mädchen brauchen dringend Hausaltkurse; die Knaben eine auf Misiones abgestimmte theoretische und praktische landwirtschaftliche Schulung. Das Zustandekommen eines solchen Heimes mit Selbstversorgung und Landwirtschaftsbetrieb ist für die Zukunft der Schweizerkolonisation in Misiones von großer Wichtigkeit.

Einmal im Jahre 1946 und dann wieder im Jahre 1948 schien es, als ob die noch so junge Kirche in Misiones zusammenbrechen müsse. Die Ursachen lagen teils in den Schwierigkeiten der Finanzierung, aber auch in verschiedenen Auffassungen über die manchem zu schnell verlaufende Organisation der kirchlichen Arbeit. Es kam zu Vertrauenskrisen und schlimmen Spannungen. Doch die unerwartet starke Reaktion vieler Glaubensgenossen gegen die drohende Gefahr half diese überwinden. Es muß wohl sein, daß, wo auch immer eine Gemeinde Jesu Christi auf Erden sich sammelt und eine gefestigte äußere Gestalt finden soll, solche Spannungen nicht zu vermeiden sind. Die Beteiligten müssen sich durch diese läutern lassen und spüren, daß alle echten Erfolge nicht gemacht werden können, sondern vom Herrn der Kirche, trotz

aller menschlichen Unzulänglichkeit, geschenkt werden.

Weder in der Predigt noch im Jugendunterricht wurde je eine « für Südamerika besonders geeignete Methode » angewandt. Vielmehr erwies sich die schlichte Art kirchlicher Arbeit, wie sie die Schweizer Pfarrer in ihren Gemeinden daheim leisten, für die Verhältnisse in unseren Kolonien als weder zu gut noch zu schlecht.

Wir durften kleine Zeichen dafür sehen, daß alle geistliche oder populäre Betriebsamkeit abseits der Normen des im Alten und Neuen Testament bezeugten Gotteswortes höchstens trügerische Strohfeuer entfachten, daß aber dort, wo Prediger und Hörer sich dem Wort Gottes vertrauensvoll beugten, allein durch den Glauben Dunkles heller und Schweres leichter wurde.

Im Oktober 1949 kehrte ich mit der Genugtuung in die Heimat zurück, daß die Aufrechterhaltung des Pfarramtes in Misiones gewährleistet war. Als mein Nachfolger war Herr Pfarrer Paul Wirth in Gunten gewählt worden. Lang mußte die Urwaldgemeinde auf ihn warten. Aber nach Ostern ist er mit guter geistiger und materieller Rückendeckung ausgerüstet und hat im Juni seinen Dienst angetreten.

Richtiges Schweizerdeutsch

Schrifttüttsch	Baasel	Bäärn	Schaffnuse	Züri
Äpfel Sorten:	Epfel	Öpfel, Öpfu Breitacher	Öpfel Braitacher	Öpfel Bräitacher
	Schampanjerëpfel		Kapannerëpfel	Breitaar, Champanner- Kampanner- Eppeeri-
	Äärbeeri-	Äppeeri-	Ebbeeri- rooti-	Chüsseräiner Golpermääne Jakobi-
	Golpërmeene Jakeebler Ärnepfel Gloorëpfel Läderëpfel	Chüsereiner Gulpermääne Klaarëpfel Läderech Läderëpfel Muurech Renettech Surgrauuech	Golpermääne Jaköbler Klaarëpfel Läderëpfel Renätte Surgrrauch	Murmerrenette Renette Suurgrauker Suurgrauiker

Zusammengestellt von Prof. Bruno Boesch, Bund für Schwyzertütsch.